

■ Vom Gestalter zum Verwalter?

Bemerkungen zur Kulturpolitik in Frankfurt am Main

Als Folge der finanziellen Bedingungen der Kommunen und als Ausdruck eines größeren Anspruchs an das Engagement der Bürger, haben sich auch die Anforderungen an die Leiter der Kultureinrichtungen verändert. War früher der Museumsdirektor ein Wissenschaftler mit Renommee, der die klassischen Aufgaben des Museums des Sammelns, wissenschaftlich Forschens, des konservatorischen Bewahrens und vielleicht sogar des pädagogischen Präsentierens verfolgt, wird heute neben diesen Aufgaben auch die Fähigkeit verlangt, sein Haus durch Sponsoren und neue Formen der Zusammenarbeit, durch Öffnung seines Hauses finanziell über die bestehende fehlenden öffentlichen Zuwendungen hinwegzuhelfen.

Wenn diese neuen Anforderungen von den Institutsleitern verlangt werden, dann hat dies natürlich auch Auswirkungen auf das Bild derjenigen, die dies fordern und beurteilen, auf die Kulturpolitiker.

Hatte sich vor zwanzig Jahren das Wunschbild eines Kulturdezernenten in Figuren eines Hermann Glaser oder Hilmar Hoffmann fokussiert, so sind diese paternalistischen Figuren heute nicht mehr zeitgemäß. Hilmar Hoffmann beklagte in einem dpa-Interview vom 2. Mai d.J. den »Niedergang der Kulturpolitik«, denn diese werde nicht mehr von den Kulturdezernenten, sondern von den Kämmerern gemacht. Natürlich erkennt Hoffmann, dass in den Zeiten, als er erfolgreich Kulturpolitik in Frankfurt/Main machte, die Finanzen der Kommunen ihm noch große Möglichkeiten der Umsetzung gaben. Natürlich hat auch er Politik in Absprache mit seinem damaligen Kämmerer machen müssen, nur konnte der eben großzügiger sein.

Aber, und da hat Hilmar Hoffmann durchaus Recht, Kulturdezernenten werden immer mehr nach Kriterien der Verwaltungserfahrung ausgewählt und weniger aufgrund ihrer Statur, die sich aus jenem intellektuellen, kommunikativen und politischen Befähigung zusammensetzen, die er so profiliert zeigte. Seine Nachfolger in Frankfurt/Main scheinen der Beweis für seine These zu sein, daß von den Kulturdezernenten »kaum noch einer auf die Barrikaden geht, sondern nur noch den Kulturretat verwalten«, dass sie Dezernenten seien, »die den Posten um jeden Preis haben wollten, aber nichts riskierten und keine Ideen hätten«.

Seine unmittelbare Nachfolgerin, Linda Reisch, gehörte zu dem Typus des Intellektuellen als Kulturdezernenten. Was in Hamburg oder München als Typ gut zu funktionieren scheint, intellektuelle Kulturdezernenten als Seiteneinsteiger, die sich das Wissen um Verwaltung und Lokalpolitik im Job erarbeitet haben, scheiterte in Frankfurt. Linda Reisch schaffte es nicht, diese Fähigkeit zu entwickeln und konnte sich auch nie aus dem Schatten des Großen Vorgängers befreien. Es ist bezeichnend für Hilmar Hoffmanns Frauenbild (und nicht nur seines), daß er als positive Ausnahmen zwei Frauen benennt, die beide scheiterten, denn sie traten zurück: Kathinka Dittrich und Christa Thoben. Hätte Linda Reisch rechtzeitig auf ihr Amt verzichtet (statt sich abwählen zu lassen), würde sie vielleicht auch in seiner Galerie stehen als »lößliche Ausnahmen«, aber gescheitert.

Der jetzige Nachfolger im Amt des Kulturdezernenten, Hans-Bernhard Nordhoff (SPD), ist in eine andere Genealogie zu stellen. Er gehört in die Reihe der Kulturmanager, die jetzt mit den neuen Anforderungen (die zugleich auch alte sind), umgehen muß. Er muß mit jenem neuen Typus des Institutsleiters umgehen können, der von deutscher Bürokratie nichts hält, um so mehr aber von »Benutzern« statt Besuchern ihrer Einrichtungen, von Sponsorenpflege und von medialem Wettbewerb (wenn sie denn wirklich gut sind, sind sie auch noch gute Fachleute, oder können sich andere gute Wissenschaftler an die Seite ziehen). Auch der Kulturdezernent als Manager muß mit Sponsoren auf Augenhöhe verhandeln können, er muß seinen Institutsleitern den Rücken gegenüber der Politik frei halten, aber sie in die finanziellen Bedingungen seiner Kommune streng einpassen, er muß seine Handlungen der Öffentlichkeit, vor allem dem Parlament erläutern und für sein Ressort kämpfen. Kommunikationsfähigkeit, intellektuelles Vermögen, politisches Händchen und eine altmodisch klingende Liebe zu seinen Dezernatsinhalten, Kunst und Kultur, sind die Substanz eines solchen Managers. Dass er auch eine Affinität zu Zahlen und zu den Gesetzen der Verwaltung haben muß, macht ihn zu diesem. Allerdings ist der Schritt vom Manager zum Buchhalter oft nur ein Schrittchen.

Im ersten halben Jahr der Amtszeit des neuen Frankfurter Kulturdezernenten H.-B. Nordhoff (seit September 1998) war es be-

merkenswert ruhig um die Frankfurter Kulturpolitik. Während seiner ersten Dienstwoche hatte er allen Institutsleitern einen Brief geschrieben, in denen er ihnen in harschen Worten verbat, unabgestimmt mit ihm mit der Presse zu reden. Als dann dieser Brief am nächsten Tag prompt in eben dieser Presse abgedruckt und als ungeschickt kommentiert wurde, hat er vielleicht erkannt, daß Frankfurt kein einfaches Pflaster sein würde.

Nach den ersten hundert Tagen Ruhe waren doch alle gespannt, eine konzeptionelle Rede von ihm zu hören, eine geschickte Personalentscheidung oder eine fulminante Etat-Verteidigung, aber diese Erwartungen wurden enttäuscht. Dafür ist der neue Kulturdezernent ein Mann der Zahl und er konnte einem milde gestimmten Kämmerer durchaus einige notwendige Erhöhungen für Tarifverträge oder Mieterhöhungen ablocken. Aber die großen Würfe waren es nicht. »Der bessere Amtsleiter« schrieb die *Frankfurter Rundschau*. Bundesweite Aufmerksamkeit erregte Frankfurter Kulturpolitik in den letzten Monaten eher durch konzeptloses Agieren als durch die geforderten Qualitäten eines neuen kommunalen Kulturmanagements.

Die Suche nach dem Intendanten

Eigentlich ist eine Suche nach einem Schauspielintendanten nicht schwer: Man überlegt sich (zusammen mit den Gremien), was für ein Sprechtheater braucht die Stadt. Man berät sich mit Kennern und Fachleuten, mit denen man schon zuvor ein Gespräch geführt hat, um ihre Vorlieben und Abneigungen kennenzulernen und geht auf die Suche nach einem Kandidaten oder einer Kandidatin, informiert sich über ihre Arbeit. Man verhandelt die Vertragsbedingungen aus und nach eingehender Beratung wird der Vertrag unterzeichnet, von der Stadt und vom zukünftigen Schauspielintendanten. Dann betet man, dass die Wahl auch eine richtige war.

Natürlich ist es so einfach nicht, aber in Frankfurt, und die Republik hatte was zu lachen, ging so ziemlich alles schief. Der Dezernent wußte seit seinem Amtsantritt, daß der jetzige Schauspielchef Peter Eschberg, einen Vertrag hat, der im Sommer 2001 auslief. Er mußte auch wissen, daß er mit einem neuen Schauspiel-Intendanten eine großartige Profilierungsmöglichkeit hatte, denn Peter Eschbergs Arbeit war stets umstritten. Er mußte auch wissen, daß diese

Personalentscheidung die wichtigste war, die er in der ersten Amtszeit zu treffen hatte. Aber erst als Eschberg im Frühjahr 1999 selbst um Vertragsbeendigung bat, wurde eine Findungskommission einberufen, in der zur Verwunderung aller auch der bisherige Intendant saß. Zunächst einigte sich die Findungskommission auf Dieter Dorn, der voraussehbar absagte, und die Findungskommission löste sich auf. Der Dezernent suchte weiter und präsentierte Jens-Daniel Herzog, der aber, wie sich herausstellte, gerade in Mannheim unterschrieben hatte. Niemand hatte es für nötig befunden, den Mannheimer Oberbürgermeister, Kulturdezernenten oder Generalintendanten für die Frankfurter Absichten freundlich zu stimmen. Die Mannheimer bestanden auf Vertragserfüllung und Herzog sagte ab. Noch am Tage der Absage geriet Nordhoffs Freude an Wortspielen zum Kalauer, als er verkündete: »Die Tür ist noch offen und die Augen auch.« Damit meinte er, daß trotz der Absichtserklärung für Mannheim er immer noch mit Herzog zu verhandeln bereit und aber auch auf neuer Brautschau sei.

Und die neue Braut war dann auch bald gefunden. Er präsentierte mit Elisabeth Schweeger eine »Impresaria« (Presstext), die sich im experimentellen Theaterbereich einen Namen gemacht hat, aber eher weniger für eine literarisch orientierte Sprechbühne. Nach Dieter Dorn, dem Star unter den »Texterkundern« und nach seinem »Schüler« Herzog war die Wahl Elisabeth Schweegers eine offensichtliche Konzeptionsänderung. Da das Schauspiel die einzige Sprechbühne Frankfurts ist und mit dem *Theater am Turm (TAT)* und dem *Mousonturm* bereits zwei Bühnen vorhanden sind, die jeweils experimentelles Theater zeigen, fand man die Wahl allgemein überraschend.

Natürlich war die ganze Intendantensuche laufend und mit immer größerer Häme nicht nur von Frankfurts großen Tageszeitungen kommentiert worden. Etwa von Gerhard Stadelmayer: »Jüngst glaubten sie, ein besonders schickes Pferdchen eingefangen zu haben. Elisabeth Schweeger ... ohne groß zu fragen, was die Kandidatin mit Frankfurt und seinem Stadttheater zu tun haben könnte. Aber diese Frage haben sie [die Kulturpolitiker] bei Dorn und Herzog auch nicht gestellt. Denn am Main ist man auch ein bisschen wie im Wilden Westen, wo der Kulturdezernent freihändig irgendwohin ballert, die Oberbürgermeisterin ihm aber inzwischen ebenso freihändig Platzpatronen in den Gürtel schmuggelt. Es knallt gewaltig – und dann ist da immer nichts.« (FAZ 30.3.00)

Während sich die Meinungen über die kämpferische Frau Schweeger die Waagschale halten zwischen Bewunderung über ihren Kampfgeist und Ablehnung wegen ihrer Streitsucht (bisher wurde ihr künstlerisches

Konzept nirgends diskutiert, das auch nicht sonderlich ausgefeilt daherkam), bekam der Dezernent und damit die Kulturpolitik der Stadt Frankfurt/Main in der überregionalen Presse wiederum nur vernichtende Noten. »Noch nicht einmal das Falsche [E.S. zu berufen] kann er richtig machen. Nordhoff ist in der Nachkriegsgeschichte Frankfurts ... zweifellos derjenige mit der geringsten Kompetenz. Dem Vergleich mit von Rath, Hoffmann und sogar Reisch kann Nordhoff allenfalls als tüchtiger Bürokrat standhalten: Von den Institutsleitern der Stadt wird ihm nachgesagt, wenigstens beantworte er deren Anfragen ... Wenn aber ... über das Verwalterische hinaus Grundkenntnisse der Gegebenheiten und ein hohes Maß an Dispositions-Fantasie, ja: eine bestimmte Form der Kreativität verlangt werden, ist Nordhoff die falsche Adresse.« So Peter Iden, Theaterkritiker in der *Frankfurter Rundschau* am 31.3.00)

Bleibeverhandlungen

Im März wurde bekannt, dass dem Rektor der Städelschule, Kasper König, von der Stadt Köln die Leitung des Museum Ludwig angeboten wurde. Kasper König stellte der Stadt Köln Bedingungen, über die noch immer verhandelt wird. Ein Weggang Kasper Königs, dem kämpferischen Rektor der kleinsten staatlichen Kunsthochschule Deutschlands mit städtischer Finanzierung, Gründer der Ausstellungshalle Portikus, die für Frankfurt und im Spektrum der modernen Kunst eine ganz wesentliche Rolle spielt, vor allem aber vielgerühmter Ausstellungsmacher, der gerade in New York den »Annual Award for Cultural Excellence« für sein Lebenswerk erhalten hatte, wäre für Frankfurt ein großer Verlust, nicht nur in seiner Funktion als Rektor, vor allem für die Anregungen und Diskussionen, die er vielfältig in dieser Stadt anstößt.

Vielleicht hat der Dezernent sich ja wirklich bemüht, König zu halten, aber nach außen, für die Stadt und ihren anderen Kulturschaffenden war eher ein Achselzucken das Signal und damit war im Feuilleton der Respekt vor dem Dezernenten endgültig dahin: »Hans-Bernhard Nordhoff, Schläfer, hält nicht nur in Theateraufführungen und Sitzungen gern ein Nickerchen. Jetzt verschläft er auch den drohenden Weggang von Städelschulrektor König ... Aufwachen, Herr Stadtrat!« (*Sonntags-FAZ* 14.5.00)

Kennzahlen und Qualität

Frankfurt fördert 2000 und 2001 mit je 3,67 Mio. DM 14 freie Theatergruppen mit und ohne festen Spielort, vier Spielstätten, zwei Probebühnen und mit 370.000 DM Einzelprojekte. Bislang wurde der Betrag immer langsam angehoben (1998: 3,185 Mio. DM) und verwaltet wurde die Förderung durch die betreffenden Mitarbeiter der Kulturverwal-

lung. Die Gruppen hatten ihre erwarteten, meist nicht sonderlich hohen Förderungen und große Ungerechtigkeiten wurden vermieden.

Im Zuge des Städtevergleichs der *Bertelsmann-Stiftung* wurden jetzt Kennzahlen für die Gruppen eingeführt: Gesamteinnahmen, Eintrittseinnahmen, Anzahl Medienerwähnungen, Anzahl Theaterbesucher, Anteil städtischer Subventionen an Gesamteinnahmen und viele andere Anteile und Anzahlen mehr, vor allem aber: Städtische Subvention pro Besucher. Daraufhin erhielt eine Theatergruppe vom Dezernat einen Brief, in dem er für das laufende und für das kommende Jahr Kürzungen ankündigte. Grund: schlechte Durchschnitte in den Kennzahlen. Das mag auf dem Papier stimmen, da dieses Theater durch extrem hohe »Mieten« in einem städtischen Haus belastet ist, die keine ortsübliche Miete ist, sondern Teilabschreibungen für das Gebäude. Rechte Tasche, linke Tasche, nennen Verwaltungsleute diesen Vorgang. Dazwischen steckt da die freie Gruppe. Eine durchaus nicht aussergewöhnliche Situation, die es auch in anderen Städten gibt. Aber wo die Kennzahlen zum alleinigen Maßstab werden verschwindet solche Wirklichkeit und dann wird den Theaterleuten mitgeteilt: »...komme zu dem Ergebnis, dass zwischen Ihren eigenen Einnahmen und dem Förderbetrag kein vernünftiges wirtschaftliches Verhältnis besteht.« (25.2.00) »Vernünftiges, wirtschaftliches Verhältnis besteht in der Tat nicht, wenn dem Ensemble neben 315.000 DM Zuschuß auch 405.000 DM fiktive »Miete« angerechnet werden.

Der Vorgang an sich ist gesamtstädtisch und erst recht überregional gesehen eine Lapalie, allerdings bezeichnend für eine Tendenz, zu meinen mit abstrakten Kennziffern und Leistungsvergleichen wären endlich jene Beurteilungsmaßstäbe für Förderentscheidungen gefunden, die so lange von Seiten der Kulturpolitik und der kulturellen Akteure eingefordert werden. Vor allem aber da über Qualität in den Kürzungsbriefen (es traf in Frankfurt/Main noch zwei Tanztheater) nichts steht. Bei den Diskussionen im Kulturausschuss oder der Stadtverordnetenversammlung, wo die Frage nach der Qualität oder auch dem Interesse der Stadt an den Theatern immer wieder gestellt wird, ist es auffällig, daß von Seiten des Dezernates dieses Wort überhaupt nicht erwähnt, geschweige denn diskutiert wird. Da verwundert es nicht, wenn die Presse schreibt: »Das Freie Schauspiel Ensemble ist das erste Opfer einer Miswirtschaft, die sich als Kulturförderung versteht. Man kann über Qualität diskutieren (wenn man es kann), aber man kann nicht die Kunst des Bettelns zu einem Kriterium von Subventionen machen.« (FR 18.3.00)

Ann Anders